

Geschichte und Geschichten

VON HEIMATFREUNDEN

FÜR HEIMATFREUNDE



Aus vergangenen Zeiten

»...Daß nie wieder Krieg und kein solches Elend mehr kommt«

- WEIHNACHTEN IN FRÜHERER ZEIT UND NACH DEM KRIEG 1945 -

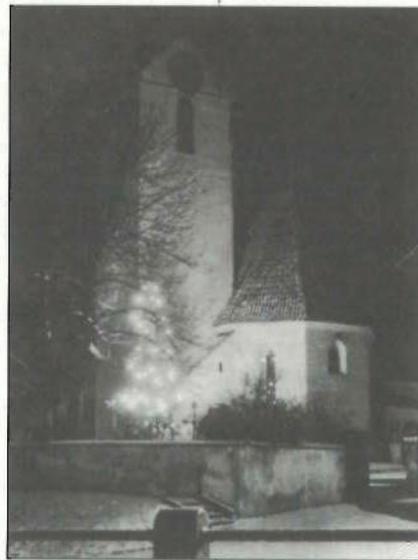
Weihnachten, Fest der Geburt Christi, wurde ursprünglich am 6. Januar gefeiert, im 4. Jahrhundert jedoch auf den 25. Dezember verlegt. Dieser Tag stand als Tag der Sonnenwende seit jeher als besonderer Tag fest. Als Beginn des Kirchenjahres wurde der 25. Dezember dann auch ein Tag der Bedeutungsumwandlung vom antiken Tag des »sol invictus«, des unbesiegteten Sonnengottes, zum »festum navitas Christi«. Zum ersten Mal taucht das Wort Weihnachten um 1170 als »winahten« beim mittelhochdeutschen Dichter Spervogel auf. Das Christkind und die Bescherung schenkte der Protestantismus, die evangelische Kirche, dem Weihnachtsfest. Vorher hatte der Hl. Nikolaus den Kindern die Gaben gebracht. Im 16. Jahrhundert noch schickte das Christkind seine Geschenke in einem Beutel ins Haus. Fünferlei Dinge mußte er enthalten: Spielzeug, Naschzeug, ein Geldstück, ein Kleidungsstück und Schulsachen. Die älteste bekannte Christbescherung, zu der später »aus erzieherischen Gründen« auch die Rute auf den Gabentisch kam, wird aus dem Jahr 1584 berichtet. Man kann sagen, daß sich heidnisches und christliches Brauchtum allmählich verschmolzen hatte. Besonders bei uns im Alpenvorland hat sich dieses heidnische Brauchtum mancherorts bis heute erhalten. So ist der 24. Dezember, der Heilige Abend, nicht nur das Fest der Geburt des Herrn, sondern auch »der erste Rauchabend« und am 27. Dezember beginnen die »Rauchnächte«. Man nennt diese Nächte Rau- oder Rachnächte, weil man damals Haus und Hof ausräucherte. Nach anderer Version haben sie ihren Namen von den wilden Gestalten, die in dieser Zeit in zotteliger Vermummung umhergingen. Rauh, mundartlich »rauch«, ist die Bezeichnung für das Haarige, mit Fell Bekleidete. Schmeller nennt die »Rauchnächte« die »zwölf Nächte zwischen Christi Geburt und heiligen 3 Königen«. Nach dem Volksglauben braust das »Wilde Heer« mit schrecklichen Gestalten durch die Lüfte. Hörte man die grausigen Gesellen heranbrausen, half es nur, wenn man sich mit dem Gesicht nach unten auf den Boden warf.

Der Heilige Abend ist in unserer Zeit zum reinen »Geschenkabend« verkommen - seit Jahren schon von Kommerz und Anspruchsdenken seiner ursprünglichen Bedeutung entweiht! Man sollte ihn wieder mehr zum »Tag der Liebe«, zum »Tag des Friedens«, zum »Tag der Familie« um den Christbaum machen. Letzter kam übrigens erst Anfang des 19. Jahrhunderts über das Elsaß (Freiheitskriege!), Danzig und die Wittelsbacher nach Bayern. Königin Therese von Sachsen-Hildburg-

hausen († 1854), die der Münchner Oktoberfestwiese ihren Namen gab, führte als Gemahlin Ludwigs I. den Weihnachtsbaum in Bayern ein. Äpfel, vergoldete und versilberte Nüsse und farbige Papierbänder waren seine erste Zier. Erst später kamen Spielzeug, Hobelspansterne und farbiges Gebäck dazu.

Daß es noch Ende des 18. Jahrhunderts bei uns keinen Christbaum gab und Geschenke für die Kinder der Nikolaus brachte, beweisen die unveröffentlichten Tagebucheinträge des Kurpfälzoberrats und Regierungsrates von Burghausen Theodor Freiherr von Ingenheim von 1783 bis 1793. Hier heißt es zum Beispiel unterm 6. Dezember 1784:

»...amüsierten uns mit dem kleinen Kastenvachtersmädden [= Tochter des Aufsehers über den kurfürstlichen Kornkasten bzw. Zeughaus] Catrine, welcher meine Frau den Niclas kommen ließ, der selbe in Glaubensfragen und anderem ihm Vorgelegtem prüfen mußte. Nach welchen sie ehrlich beschenkt wurde. Die Person des hl. Vaters [= Nikolaus] vertrat mein alter Hansgeorg, der dann seine Rolle trefflich spielte [war der Verwalter des Freiherrn]«. Die 24. Dezember schienen damals ganz gewöhnliche Tage gewesen zu sein. So berichtet Ingenheim, daß er sich 1786 »am Abend« beim Scheibenschießen in der Wirtschaft vergnügt habe. Doch schreibt er 1783 auch, daß am 24sten »auf die Nacht um 11 Uhr die Mette in der Pfarr anfang, aber beim Hochamt nicht, wie sonst gewöhnlich war, die Stücke und Böller gelöst wurden« [Kanonen und Böller abgefeuert wurden; siehe Brauch des sog. »Abläutschiaßens«]. Das Hauptfest, wohl vor allem kirchlicher Art, war der 25. Dezember: »...war in der Pfarrey am heiligen Christtag das pfärrliche Hochamt mit Opfergang und nachmittags um 1 Uhr die Predigt, wobey der Herr Vizedom, die Regierungsräte, Ritter- und Gelehrtenstand, Bürgermeister mit Magistrat und die Bürgerschaft anwesend waren«, heißt es zum Beispiel 1785. »Auf den Abend war bei Herrn Vizedom Graf von Berchem Assemblée [= Gesellschaft], wobey auch



St. Johann Baptist, noch mit alter Kirchhofmauer und Christbaum vor dem vormaligen Kriegerdenkmal

alle hier anwesende Noblesse und Herrn Offiziere zum Teil anwesend waren.« Auch der Stephanitag, der 26. Dezember, war noch hoher kirchlicher Festtag mit Hochamt und Predigt. Und dieses blieb so weiter die Jahrhunderte hindurch, bis in unsere Zeit herein, in der leider der wahre Sinn des Weihnachtsfestes, wie schon gesagt, mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt wurde. »Angetrieben von den Strategen des Konsumfortschrittes wird der Heilige Abend zum kräftigen Schritt zu Herzinfarkt und Fettleber«, stellte einmal ein Volkskundler fest und höhnte sarkastisch »über die Idylle, den faulen Frieden angesichts der Friedlosigkeit der Welt, die den

Zucker wegläst, der auf die Heilige Nacht herniederrieselt«. Das war früher nicht so, vor allem nicht in Not- und Kriegszeiten, wo sich das Heilsgeschehen allein auf den trauten Kreis von Pfarrgemeinde, Familie und Heimat beschränkte.

Im Dezember 1945

»Stille Nacht, heilige Nacht«: Inbrünstig sangen die Menschen an Heiligabend ihre Kirchenlieder, als sei dies ein Christfest wie die anderen davor und doch war für uns damals diese erste Friedensweihnacht in Deutschland ein ganz besonderes, zwiespältiges Fest. Es war ein Weihnachten zwischen zwei Welten: zwischen der Welt des kurz vorher zu Ende gegangenen furchtbaren Krieges, der Bombenangriffe, des Todes vieler Menschen, Familienangehörigen, Freunde, und der noch nicht zu glaubenden »Botschaft vom Neubeginn«.



Elternhaus des Stadtblatt-Schreibers in München nach Luftangriff 1943. Im langen anschließenden Häusertrakt links hat niemand überlebt (Luftminen, Brandbomben und Phosphorkanister!)

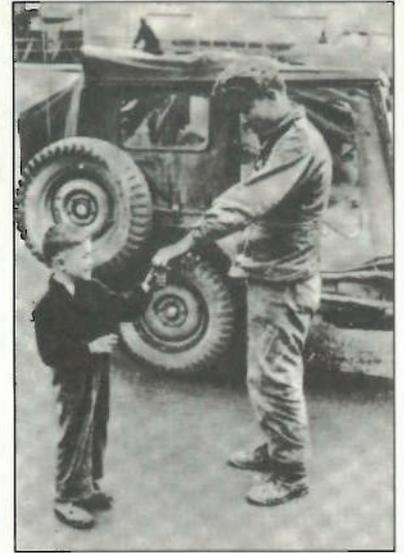
Januar bis Ende April sind noch 75.000 bayerische Soldaten gefallen – von Töging allein waren es in diesen Wochen an die 30 Soldaten, der jüngste nicht einmal 16 Jahre alt: Im Januar 1945: Anton Mayerhofer, Franz X. Bauer, Karl Obergrusberger – im Februar: Ludwig Bichlmaier, Karl Griechbaum – im März: Max Wagner, Albert Ganghofner, Johann Hausleitner, Ludwig Pilsweiger, Walter Dieplinger, Josef Utzinger, Franz Xaver Hahn – im April: Peter Pfaffenhuber, Ernst Vielhuber, Georg Angermaier, Franz Xaver Einsiedler, Ludwig Vetter, Johann Kirchmayer, Alois Trautmannsberger, Johann Grundner, Johann Müller, Franz Xaver Schnürer, Klemens Schwepfinger und Franz Heichele. Bei Rückzugsgefechten im Mai und in Gefangenschaft starben noch weitere Töginger den »Heldentod«.

Mit der Titelüberschrift »Der Weihnachtsbaum der toten Helden« berichtet die Lokalzeitung um Weihnachten 1945 unter Töging: »Vor dem Heldenfriedhof [er hatte früher seinen Platz vor der Kirche an der heute nicht mehr bestehenden Mauer zu Kirchplatz und Hauptstraße hin] brennt seit Sonntag wieder der strahlende Tannenbaum. Ganz still ist es vor dem Baum, der viele Erinnerungen wach ruft und dankbar dafür stimmt, daß man wieder gläubig und zuversichtlich das große Fest des Friedens feiern kann.«

Und die Menschen damals – so auch ich, der ich als Kind die schweren Luftangriffe auf München miterlebt habe, erinnere mich noch heute daran – empfanden das Weihnachtsfest 1945 wirklich in erster Linie als Friedensfest, im wahrsten Sinn des Wortes – trotz aller Tristesse, allen Elends und der heute unvorstellbaren Not: Viele Städte lagen in Trümmern, Familien waren auseinandergerissen – getrennt durch Evakuierung, Flucht oder Kriegsgefangenschaft. Große Teile der Infrastruktur, wie man heute sagen würde, waren so gut wie lahmgelegt oder nicht mehr existent (Brücken, Bahn, Wasser- und Gasversorgung, Arbeitsstätten, Schulen usw.). Katastrophal war, auch noch die nächsten Jahre, die Versorgungslage, vor allem auch an Lebensmitteln. Es fehlte überall am Allernötigsten. Dazu kam der Strom der Flüchtlinge und Heimkehrer, der die Bevölkerung Bayerns um 1,5 Millionen Menschen auf 6,5 Millionen Einwohner im Dezember 1945 anwachsen ließ.

Bis Ende 1948 stieg diese dann noch auf über 9 Mio. Dazu kam, daß

das Geld (die Reichsmark) nichts mehr wert war und der Schwarzhandel »Ware gegen Ware« blühte. Heillos überfüllte Züge transportierten Heere von »Hamsterern«, und auch meine Mutter hing des öfteren mit einem schweren Rucksack auf den Trittbrettern der damaligen Eisenbahnwaggons. »Den Schmuck hat man als Butter aufgegeben, das Meißner Porzellan trug man jetzt als Schuhe«, hieß es. Hauptzahlungsmittel waren »Chesterfields« (amerikanische Zigaretten). Wir Kinder liefen den Besatzungssoldaten nach und sammelten deren weggeworfene Zigarettenkippen ein. Sie bedeuteten bares Geld. Die Wälder waren so sauber, wie leergefegt – kein Ästchen, kein Tannenzapfen lag herum. Alles sammelten Erwachsene, vor allem aber wir Schüler in Säcken ein, um gerade für Heiligabend eine warme Stube zu haben.



Oft ein begehrtes »Christkindl«: Ein »Ami«-Soldat schenkt einem Buben ein Stück Schokolade oder Kaugummi

Wünsche ans Christkindl von 1945

Ich habe von einer alten Kollegin einmal Aufsätze einer 7. Volksschulklasse zu lesen bekommen und mir einige Passagen daraus aufgeschrieben. Frei nach dem Thema »Wünsche zum Weihnachtsfest« schrieben die Kinder damals vor 55 Jahren – und alles kam vielfältig aus den Herzen – unter anderem:

- »Gesundheit für meine Eltern und Geschwister...«
- »Kleider und Schuhe, einfach und haltbar, weil alles kaputt ist, praktisch, damit ich es lange Zeit tragen kann...«
- »Nie wieder Krieg, daß kein solches Elend mehr vorkommt...«
- »... daß mein Vater bald aus der Gefangenschaft heimkehrt...«
- »Ich wünsche mir mehr zu essen. Größere Lebensmittelzuteilung auf den Lebensmittelmarken, vor allem mehr Zucker, Mehl oder Fett.«
- »...mich einmal richtig satt essen können..., essen zu dürfen, was mir schmeckt...«
- »Ich wünsche mir einen Kuchen, aber das kann meine Mutter nicht machen, denn wir haben ja nicht einmal Brot...«

Auch hierzu kann der »Stadtblattschreiber« ein eigenes Erlebnis aus dieser Zeit berichten: Der wegen Unterernährung vom Arzt auf Sondermarken zugeteilte 1/4 Pfund Wecken Schwarzbrot und 1/8 Pfund Butter war das köstlichste und bis heute unvergessene Weihnachtsgeschenk meines Lebens.

Der damalige evangelische Pfarrer von Burghausen, Karl Kelber, mit dem ich später in seinem alten Opel P4 über Land fahren und die Kostbarkeiten aus den CARE-Paketen aus Übersee verteilen helfen durfte, berichtet in seinen Erinnerungen: »Die Katastrophe war vollendet. Der ganze Parteiapparat lag in Trümmern, die Zukunft für uns und unsere Kinder war in tiefstem Dunkel gehüllt. Aber wir erlebten das Wunder: Mitten im allgemeinen Trümmerfeld war die Kirche geblieben – und zwar die bekennende Kirche, während die Zeit der »Deutschen Christen« ebenfalls vorüber war. Die Amerikaner räumten der Kirche die nötige Freiheit ein. Die Gottesdienste waren in dieser Zeit überall, wohin der Pfarrer kam, überfüllt. Für die Kirche war eine große Stunde der Predigt angebrochen; die Kirche war die einzige Instanz, die in dieser Zeit des völligen Zusammenbruchs reden durfte und helfen konnte: Dazu war sie nun da ... Mit ganz besonderer Freude denke ich in diesem Zusammenhang an meinen Haiminger Amtsbruder, den katholischen Pfarrer Reisinger, der mich nach jedem Gottesdienst in Haiming zum Essen einlud (in damaliger Mar-



Beinamputierter bettelnder Bub bietet selbstgezeichnete Weihnachtskarten an

kenzeit eine besondere Wohltat!), der an evangelischen Beerdigungen regelmäßig teilnahm, was von unseren Flüchtlingen sehr anerkannt wurde; mit dem ich unvergeßliche Gespräche über evangelische - katholische Belange führen konnte, weil er auch Mitglied der Passauer liturgischen Synode war. Er wurde bald darauf vom Dorfpfarrer zum Passauer Domkapitular berufen - aber unsere Freundschaft ging weiter ...» So weit Pfarrer Kelber, der einige Jahre später dann zum Dekan in Rothenburg o. d. Tauber ernannt wurde. Und für mich noch heute ein Beispiel wahrer Ökumene, geboren aus gemeinsamer Not und wahren Christentum!

Heiligabend 1945

Mangels präsentabler Geschenke war die erste Friedensweihnacht eine Herausforderung an Handarbeits- und Bastelleidenschaft - für die Erwachsenen wie für uns Kinder gleichermaßen. Kleine Weihnachtsgaben wie geschnitzte Holzfigürchen, aus Rinde gefertigte Schiffe (ich bekam von meinem Vater einen Zweimaster, bestückt mit aus »Wacker-Leim« gestärkten Segeln) oder aus Stoffresten genähte Puppen machten großen Eindruck und Freude. Und wenn noch eine Hose oder Jacke, aus dem gewendeten Stoff eines alten Wehrmantsmantels genäht, auf dem kargen Gabentisch lag, war die Bescherung perfekt. Dazu konnten wir Kinder uns an kleinen Süßigkeiten und Plätzchen erfreuen. Ich erinnere mich hier an »Schokoladenkugeln«, deren Hauptsubstanz aus braunen Bohnen bestand, oder an Lebkuchen, die meine Mutter in Ermangelung von Mehl aus Schlemmkreide »gefertigt« hatte. Doch waren wir alle glücklich und zufrieden, schon allein wegen des Erlebnisses des abendlichen Lichtes. Wie glücklich waren die Menschen, wieder ein Weihnachten ohne Verdunkelung (während des Kriegs wegen der Fliegerangriffe angeordnet!) feiern zu können - das heißt auch mit Licht ins Freie hinaus. Dies galt besonders auch für die Kirchen. An den altvertrauten Weihnachtsliedern hielten sich die Menschen fest und schöpften neue Hoffnung aus Weihnachtsbotschaft und Predigt, die nun nicht mehr von einem mitschreibenden NS-Spitzel verfolgt wurde.

Der Nachhauseweg von den Gottesdiensten war friedlich und die Vorfreude von uns Kindern aufs Christkind war dieses Jahr besonders groß. Meine Familie hat, wie auch die Jahre später, immer zwei Weihnachtsgottesdienste besucht: erst um drei Uhr nachmittags in der Evangelischen Kirche, wo ich als Bub schon ein Stück auf der Geige (ein Händel'sches Pastorale) spielen durfte; dann um 17 Uhr in der katholischen St. Konradskirche in der Burghäuser Neustadt, wo meine Mutter unter dem aus der Gefangenschaft entlassenen Kapellmeister Josef Nigl die Sopransolis sang und mein Vater die Erste Geige spielte. Es erklang Mozarts »Orgelsolo-Messe« C-Dur, KV 259.

Weihnachtsmetten gegen Mitternacht gab's noch nicht, weil die amerikanische Militärregierung noch Ausgangssperren zu später Stunde verhängt hatte. In Tögging wird es wohl ähnlich gewesen sein.

PETER VORNEHM, Stadtheimatpfleger